



Landessynode 2018

3. (ordentliche) Tagung der
18. Westfälischen Landessynode
vom 18. bis 21. November 2018

Mündlicher Bericht der Präses

über die Tätigkeit
der Kirchenleitung sowie über
die für die Kirche bedeutsamen
Ereignisse

Kirche und Gesellschaft.

Zwischen Fremdheit und Vertrauen

Hohe Synode, verehrte Gäste, liebe Schwestern und Brüder,

I.

Ich bin fremd gewesen, und ihr habt mich aufgenommen.

Und: *Was ist das für ein Vertrauen, das ihr da habt?*

Eine Aussage – und eine Frage.

Ursprünglich haben die beiden nichts miteinander zu tun.

Da ist der Weltenrichter, Christus, der uns am Ende aller Tage vor sich versammeln wird. Völlig unerwartet mischt er selbst sich unter die Fremden, macht sich irritierend verwechselbar: *Ich bin fremd gewesen, und ihr habt mich aufgenommen.* So malt es uns der Evangelist Matthäus in den Bildern seines bekannten Gleichnisses vom Weltgericht vor Augen (Mt 25,35).

Und: Da sind mächtige Gegner, die auf die Stadt Jerusalem zurücken. Sie erwarten, dass die Bewohner sich ergeben, doch die halten trotz schier aussichtsloser Lage an ihrer Hoffnung fest. Da wollen die Bedränger wissen: *Was ist das für ein Vertrauen, das ihr da habt?* So lesen wir in der Hebräischen Bibel, unserem Alten Testament, im zweiten Buch der Könige (2Kön 18,19).

Eine Aussage – und eine Frage. Zwei Bibelworte. Weit liegen sie auseinander. Durch keinerlei gemeinsamen Kontext miteinander verbunden.

Es handelt sich zum einen um das Motto unserer Hauptvorlage „Kirche und Migration“, die wir während dieser Synodentagung vorstellen und zu einem breiten Diskussionsprozess in unsere Gemeinden, Einrichtungen, Ämter und Kirchenkreise geben werden.¹

Zum anderen um die Losung des 37. Deutschen Evangelischen Kirchentags, zu dem wir Westfalen im Juni 2019 nach Dortmund einladen.

Im vor uns liegenden Jahr werden die beiden Bibelworte es also intensiv miteinander zu tun bekommen. Das ist eine echte Chance für unsere westfälische Kirche.

Denn ich ahne: Je für sich – und dann erst recht beide zusammen und in Beziehung zueinander gesetzt – sind die beiden Worte so etwas wie eine geheime Zeitansage und Situationsbestimmung für die Gegenwart von Kirche und Gesellschaft.

II.

Vieles, was uns derzeit in Kirche und Gesellschaft intensiv bewegt und bedrängt, spielt sich zwischen *Fremdheit* und *Vertrauen* ab. Unser kirchliches Reden, Entscheiden und Handeln bewegt sich gegenwärtig im Spannungs- und Kraftfeld zwischen diesen beiden Polen.

¹ Evangelische Kirche von Westfalen, Hauptvorlage zur Landessynode. *Ich bin fremd gewesen und Ihr habt mich aufgenommen. Kirche und Migration*, Bielefeld 2018.

Da ist zunächst das komplexe Phänomen der Migration. Seit dem Herbst 2015 steht es nicht nur im allgemeinen Fokus der öffentlichen Wahrnehmung, es gewinnt mitten in unserem Alltag konkrete Gesichter und ist mit lebendigen Geschichten verbunden. So elementar wie bei kaum einem anderen Thema geht es hier um Fremdheitswahrnehmungen und Vertrauensfragen. Und zwar jeweils wechselseitig unter Heimischen und Ankommenden, bei Einzelnen und in Gemeinschaften, in Glaube und Politik.

Da sind sodann – wohl nicht einfach *deshalb*, aber doch *seither* – der viel weiter reichende Eindruck und die viel tiefer greifende Wahrnehmung einer breiten Vertrauenskrise. Es gibt ein deutliches Fremdeln mit politischen Institutionen und innerhalb derselben. Es gibt ein Fremdeln mit den humanitären Grundlagen unseres Zusammenlebens, mit den sozialen Grundannahmen der Gesellschaft und mit den demokratischen Grundkoordinaten unseres Gemeinwesens. Fast nichts versteht sich da mehr wie von selbst.

Dies alles wäre nicht einmal annähernd präzise verstanden, wenn man es schlicht für eine Folge der so genannten Flüchtlingskrise und der damals getroffenen politischen Entscheidungen hielte. Dennoch ist unübersehbar: Der Streit um die Migration brachte Verwerfungen, Verschiebungen und Verunsicherungen zutage, die nun auch bei uns ein galoppierendes Selbstmisstrauen pluraler und liberaler Gesellschaften offenbaren. Nagende Zweifel regen sich an der gesellschaftlichen Bindekraft des Versprechens von Freiheit, Wohlstand und Partizipation.

Ein Gemeinwesen misstraut sich selbst, unterschiedliche Milieus und soziale Schichten klaffen immer weiter auseinander, Repräsentierte fühlen sich von den gewählten Repräsentanten nicht angemessen vertreten, Zweifel an den Grundüberzeugungen der Demokratie machen sich breit. Das alles ließ sich andernorts in der Welt schon länger beobachten. Nun aber hat es – wie wir spätestens im letzten Jahr gemerkt haben – auch unser Land erreicht. Da schlingert und fremdelt es bis in die Mitte der Gesellschaft hinein und bis ins Herz der politischen Kultur. Vernunft, wechselseitiger Respekt und menschlicher Anstand werden auf schwere Proben gestellt. Und erschreckend häufig geraten die politische Orientierung und das Selbstverständnis zentraler Akteure grundsätzlich infrage.

Nicht zuletzt sind *Fremdheit und Vertrauen* auch für die Kirche und für den Glauben hochaktuelle Begriffe. Und zwar ebenso zentral wie prekär. Innerhalb der Kirche und ebenso der Kirche gegenüber sind Entfremdung und Fremdeln, gestörtes Vertrauen und mangelndes Zutrauen vielfältig spürbar und mit Händen zu greifen. Wenige Andeutungen mögen genügen:

Im binnenkirchlichen Bereich sind die Vertrauensfragen zwischen den verschiedenen Berufsgruppen beinahe schon ein Klassiker. In unserem weiter andauernden westfälischen Diskussionsprozess um die Dienstgemeinschaft versuchen wir ein vertrauensvolles Miteinander zu fördern. Anschließend an die intensiven Gesprächsrunden mit den Pfarrerinnen und Pfarrern unserer Kirche habe ich im September damit begonnen, den persönlichen Austausch mit Vertreterinnen und Vertretern der anderen kirchlichen Berufsgruppen zu beleben. Die erste Veranstaltung dieser Reihe fand mit Erzieherinnen und Erziehern aus unseren Tageseinrichtungen für Kinder statt und war ein verheißungsvoller Start.

Mindestens ebenso klassisch und eingefleischt unter uns sind die Vertrauensfragen im

Gegenüber und im Miteinander von Gemeinden, Kirchenkreisen und Landeskirche. Dabei geht es in der Regel um die empfundene Asymmetrie in der Ressourcenverteilung.

Vertrauensfragen blitzen auf, wenn wir über Kirchenmitgliedschaft und Mitgliederverlust reden. Bereits die 3. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung aus dem Jahre 1997 betont, für viele Protestantinnen und Protestanten sei ihre Kirche eine – so der programmatische Titel – „*fremde Heimat*“.² Die aktuelle Studie von 2014 zeigt: Auch die Nichtdistanzierenden, also die eng und hochverbundenen Kirchenmitglieder, sind untereinander keineswegs einig und miteinander vertraut in ihren jeweiligen Frömmigkeiten, Überzeugungen und Erwartungen. Im Gegenteil, sie stehen einander durchaus plural und mitunter gar fremd und misstrauisch gegenüber.

Auch die beiden Hauptthemen der diesjährigen EKD-Synode in Würzburg hatten in der Wurzel mit Fremdheit und Vertrauen zu tun.

Beim Schwerpunktthema „*Glaube junger Menschen*“ wurde einmal mehr deutlich, wie stark die Generation der U-30-Jährigen mit unserer Kirche fremdelt. Junge Erwachsene zwischen 18 und 26 Jahren kamen während der Tagung mit ihren Erfahrungen und Ideen zu Wort. Erkennbar wurde dabei: Traditierte religiöse Formen und konfessionelle Bindungen sind Jugendlichen zunehmend fremd und verlieren an Bedeutung. Der Glaube verlagert sich auf die individuell-persönliche Ebene. „*In der Individualisierung, Schnelllebigkeit, Mobilität, Pluralität und Unverbindlichkeit von Biographien ist es unsere erste Aufgabe, Formen von Gemeinschaft anzubieten, die der Lebenswirklichkeit von Jugendlichen und jungen Erwachsenen entsprechen*“,³ sagte der EKD-Ratsvorsitzende Heinrich Bedford-Strohm bereits zu Beginn der Synode der EKD in Bonn im vergangenen Jahr. Auf unserer diesjährigen Tagung in Würzburg wurde ein Beschlusspapier mit sechs unterschiedlichen Impulsen verabschiedet, die unter der Überschrift stehen: „*Generationenübergreifend stellen wir fest: Wir wollen Kirche verändern!*“⁴

Mit großer Spannung wurde von der medialen Öffentlichkeit der „*Bericht zur Verantwortung und Aufarbeitung bei sexualisierter Gewalt in der evangelischen Kirche*“ erwartet.⁵ Die Hamburger Bischöfin Kirsten Fehrs ließ in ihrem mit ehrlicher Empathie und überzeugender Klarheit vorgetragenen Bericht keinen Zweifel daran: Auch im Raum der evangelischen Kirche wurde und wird das Vertrauen vor allem junger Menschen auf schändliche Weise ausgenutzt und missbraucht. Die Erschütterungen und der massive Verlust von Vertrauen, die durch sexualisierte Gewalt entstehen, sind zuerst für die betroffenen Menschen und deren Familien und dann auch für die Kirche als „*Vertrauensraum*“ ein Schaden mit verheerenden Wirkungen. Bei aller Individualität lasse

² Fremde Heimat Kirche. Die dritte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, hg. v. Klaus Engelhardt, Gütersloh 1997.

³ Heinrich Bedford-Strohm, Mündlicher Bericht des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland „Von der Freiheit der Kinder Gottes.“ Vorsitzender des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, S. 7 (https://www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/s17-02-a-Muendlicher-Ratsbericht.pdf [abgefragt 10.11.2018]).

⁴ Beschluss der 12. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland auf ihrer 5. Tagung zu „Weite(r) sehen – Evangelische Kirche verändert sich“, S. 1 (https://www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/Beschluss-zu-Weiter-sehen-Evangelische-Kirche-veraendert-sich-web.pdf [abgerufen 14.11.2018]).

⁵ Kirsten Fehrs, Einbringung zur Verantwortung und Aufarbeitung bei sexualisierter Gewalt in der evangelischen Kirche, Zeitraum 2010 bis 2018 (https://www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/9-3-Einbringung-Verantwortung-Aufarbeitung-sexualisierter-Gewalt-Fehrs.pdf [abgerufen 13.11.2018]).

sich ein „*evangelisches Muster*“ erkennen, „*begünstigende Faktoren in der evangelischen Kirche, die den Tätern zuspielen.*“⁶ „*Eine Kirche, die solcher Gewalt nicht wehrt, ist keine Kirche mehr*“⁷: Mit dieser zugespitzten theologischen Aussage schloss Kirsten Fehrs ihren Bericht.

Auch in unserer Evangelischen Kirche von Westfalen gibt es Menschen mit eigenen, notvoll erlittenen Geschichten von sexualisierter Gewalt. Ganz sicher sind es mehr als wir wissen, womöglich sogar mehr als wir ahnen. Zusätzlich zu den bereits bestehenden Hilfsangeboten werden weitere Schutzkonzepte gegen sexuellen Missbrauch entwickelt; dazu haben wir uns bereits im Jahr 2016 vertraglich verpflichtet. Ein Kirchengesetz wird die nötige Verbindlichkeit schaffen.⁸ Und: Wir müssen *noch* aufmerksamer hinschauen und *noch* konsequenter handeln. Das werden wir auch tun. Was Bischöfin Fehrs in ihrem Bericht vor der EKD-Synode ausdrücklich im Namen aller zwanzig Gliedkirchen ausgeführt hat, gilt in seinen detaillierten Konkretionen ohne Abstriche für unsere westfälische Kirche.

Nach wie vor kooperieren wir in hoher gegenseitiger Achtung mit unterschiedlichen Partnern in Politik und Gesellschaft. Dabei halte ich es für eine große Herausforderung, für eine echte Chance und für unsere schlichte Pflicht, plausibel zu machen, dass und wie unsere Positionen im Evangelium und in unserem Glauben gegründet sind. Mitunter gelingt dies. Das zeigte etwa die jüngste Landtagsdebatte über das Kirchenasyl, die von den Regierungsfractionen sowie von SPD und Grünen mit Sachkenntnis und erkennbarem Respekt vor der Motivation der Kirchen geführt wurde.

Bisweilen aber ist es richtig schwer – vor allem in konflikträchtigen Fragen. Ich denke etwa an die Urteile im kirchlichen Arbeitsrecht.

Nachdenklich stimmen Berichte darüber, in welcher skurriler und demütigender Weise neugetaufte Christen und Christinnen in Asylverfahren genötigt werden, die Ernsthaftigkeit ihres christlichen Glaubens unter Beweis zu stellen. Was da nicht selten geschieht, verrät einiges über die religiöse Musikalität der Fragenden und Urteilenden. Rein gar nichts dagegen vermag es auszusagen über die Herzensüberzeugungen derer, die da examiniert werden.

Schließlich sind die Fragen von Fremdheit und Vertrauen auch mitten im Herzen des Glaubens virulent, sie melden sich selbst hinsichtlich der kostbarsten Traditionen des Protestantismus. Mal eher skurril, mal tief nachdenklich und nachdenkenswert.

„*Schafft die Predigt ab!*“, so lässt sich etwa eine junge Kollegin in „*Christ und Welt*“⁹ vernehmen. Rhetorisch wuchtig, inhaltlich undifferenziert und widersprüchlich. Unsere Predigten, so behauptet sie mutig plakativ, seien im Wesentlichen mit Antworten auf Fragen beschäftigt, die niemand habe. Wir bräuchten Dialog statt Monolog, Unterhaltung auf Augenhöhe statt Rede von oben herab, gemeinsame Suche statt einsamer Antworten.

Nachdenkenswerter für mich waren die Voten der Jugenddelegierten, als wir im Präsidium des Kirchentages über die Losung für Dortmund 2019 berieten. Sie gaben uns zu

⁶ A.a.O., S. 4.

⁷ A.a.O., S. 9.

⁸ Annette Kurschus, Schriftlicher Bericht der Präses. Über die Tätigkeit der Kirchenleitung sowie über die für die Kirche bedeutsamen Ereignisse, 3. (ordentliche) Tagung der 18. Westfälischen Landessynode vom 18. bis 21. November 2018, 20-23.

⁹ Hanna Jacobs, Schafft die Predigt ab! Die ZEIT, Beilage Christ und Welt, 26.10.2018.

verstehen: „Wir brauchen eine Losung, die nicht so vollmundig und nicht so selbstgewiss klingt. Wir jedenfalls haben Fragen. Wir verstehen die Welt nicht mehr. Erstmals, seit wir denken können, erleben wir, wie öffentlich mehr oder weniger unverhohlen gegen Menschen anderer Herkunft und Hautfarbe gehetzt wird, wie man auf der weltpolitischen Bühne offen mit dem Gebrauch von Atombomben droht, wie politischer Streit und endlose Personaldebatten die Gesellschaft zerreißen und rechte Gewalt die Straßen okkupiert. Auch wenn unser christlicher Glaube zu all dem nicht stumm bleibt, ist er doch nicht einfach die Lösung für alle Probleme und die Antwort auf alle Fragen. Der Glaube ist überhaupt nicht einfach. Was ist das eigentlich für ein Vertrauen, das wir da haben?“

III.

„Kein Mensch lebt menschlich, wenn es kein Vertrauen in seinem Leben gibt. Wenn ihm also von anderen nicht vertraut wird und er anderen nicht vertraut bzw. vertrauen kann. Vertrauen mag enttäuscht werden, aber wem niemand vertraut, der verkümmert in seinem Menschsein, und wer anderen nicht vertraut, der bringt damit nicht nur seine Einschätzung ihrer Vertrauenswürdigkeit zum Ausdruck, sondern sein Urteil über ihre Menschlichkeit“¹⁰, sagt der Religionsphilosoph und systematische Theologe Ingolf Dalferth. Vertrauen erscheint hier gewissermaßen als das menschliche Lebensmittel. Also das glatte Gegenstück zur Fremdheit?

Eltern und Großeltern kennen das sprichwörtliche „Fremdeln“ von Säuglingen und Kleinkindern. Psychologen sagen, es gehöre zur menschlichen Entwicklung und sei die Grundvoraussetzung dafür, dass wir zu unterscheiden lernen zwischen Bekanntem und Unbekanntem. „Fremdeln“ ist also schon früh bei uns allen angelegt; es beginnt – so die Forscher – zwischen dem sechsten und achten Lebensmonat.

Soziologische Untersuchungen zeigen, dass Fremdenangst und Fremdenhass dort besonders stark ausgeprägt sind, wo es besonders wenige Fremde gibt. Also dort, wo man keine Chance hat, mit dem, was anders und fremd scheint, bekannt und vertraut zu werden. Demnach scheint Vertrauen ausgerechnet da unmöglich, wo man es am nötigsten braucht: Nämlich im Ungewissen, Diffusen und Unklaren. Angesichts der tiefgreifenden Veränderungen, die sich in unserem Land und in unserer Gesellschaft vollziehen, ist das besonders fatal. Und es mag sein, dass der weltweit erstarkende Rechtspopulismus hier eine seiner Quellen hat.

Woher aber kommt Vertrauen? Wie kann es entstehen, wie kann es wachsen?

„Vertrauen kommt nicht von selbst. Es muss entgegengebracht werden.“ So formuliert es der österreichische Aphoristiker Ernst Ferstl. Vertrauen ist also immer auch Wagnis, immer auch Risiko, immer auch Vorschuss. Vertrauen stellt sich nicht einfach ein. Es braucht Bewegung, es braucht Standort-Veränderung, es braucht den Schritt ins Ungewisse.

¹⁰ Ingolf U. Dalferth, Vertrauen ist menschlich, in: Vertrauen Verstehen. Hermeneutische Blätter, Zürich 2010, 142-157, S. 145.

Ja, Vertrauen „*muss entgegengebracht werden*“.

Und – füge ich hinzu – Vertrauen *wird* entgegengebracht. Wäre es anders, so wüssten wir gar nicht, wovon wir reden und was wir vermissen. Gottlob.

Dies gilt zwischenmenschlich, von der Wiege bis zum Pflegebett, von der Liebesbeziehung bis zum Arbeitskontakt. Es gilt gesellschaftlich, politisch, kirchlich und in ungezählten Alltagssituationen.

Täglich und tausendfach wird Vertrauen selbstverständlich entgegengebracht. Da ist der Nachbar, der mir die Schlüssel zum Blumengießen anvertraut. Da ist die Fußgängerin, die an der Ampel über die belebte Straße geht. Da ist der Unfallpatient, der sich der Notärztin und dem Feuerwehrmann anvertraut. Und dieser nach dem Einsatz womöglich der Notfallseelsorgerin.

Zuallererst und zuallerletzt ist da Gott, wie ihn der christliche Glaube erfährt: Welches Vertrauen bringt er uns entgegen, indem er uns seine Erde mit all seinen Geschöpfen anvertraut. Trotz allem, was wir da anrichten und geschehen lassen.

Noch einmal Ingolf Dalferth: „*Wer Gottes Nächster ist, dem ... vertraut Gott, ohne dass es dafür einen vorgängigen Grund geben würde. Aber indem einem Menschen so Vertrauen entgegengebracht wird, wird ihm zugemutet, sich dieses Vertrauens würdig zu erweisen und seinerseits Gott zu vertrauen und den anderen, denen Gott vertraut.*“¹¹

„*Die vertrauende [...] Zuwendung Gottes zu uns wird [...] Anlass und Grund [...], auch anderen ohne Vorbedingungen mit Vertrauen zu begegnen, da Gott auch ihnen als seinen Nächsten Vertrauen entgegenbringt.*

Christlich wird Vertrauen stets angesichts faktischer Enttäuschung praktiziert – von Versagern, mit Versagern. Solches gelebte Vertrauen ist Widerspruch und Einspruch gegen das, was menschliches Leben normalerweise auszeichnet. Es ist der praktische Hinweis darauf, dass menschliches Leben anders sein könnte, als es ist.“¹²

Mir scheint, unser Land, unsere Gesellschaft und unsere Kirche brauchen nichts so sehr wie solchen Widerspruch und solchen Einspruch.

Christen sind einander und der Welt solchen Widerspruch und solchen Einspruch schuldig. Ein praktisches Vertrauen von Versagern und mit Versagern. Ich halte das weder für überheblich noch für blauäugig. Schon gar nicht für zynisch oder selbstzufrieden. Denn es ist die Antwort auf das Vertrauen Gottes, das er uns, seinen fremden Nächsten grundlos und unerschöpflich entgegenbringt.

Die Hauptvorlage „Kirche und Migration“ und der 37. Deutsche Evangelische Kirchentag in Dortmund werden für unsere westfälische Kirche im kommenden Jahr Vertrauensübungen sein in ungewissen Zeiten, in unbekanntenen Formen und unterschiedlichen Umgebungen. Und eben darin können sie – darauf hoffe ich – zu überraschenden kirchlich-gesellschaftlichen Such- und Findebewegungen werden.

IV.

Der Kirchentag – so heißt es in einem offiziellen Dokument zum Dortmunder Kirchentag – soll deutlich machen, „*dass die Christenheit da in den Riß treten muss, wo die mo-*

¹¹ A.a.O., S. 150.

¹² A.a.O., S. 156.

*derne Gesellschaft Risse hat, die ihr Leben gefährden, und ein gesellschaftliches Bewußtsein entwickeln und pflegen, in dem die Wahrheit des Pluralismus aufleuchten, aber ebenso die Bedingungen, unter denen allein er wahr bleiben kann.*¹³

Der Satz galt dem Dortmunder Kirchentag 1963 und stammt vom damaligen Generalsekretär Hans-Hermann Walz. Er scheint mir die Herausforderungen für den bevorstehenden Kirchentag im Juni 2019 – nach der Europawahl und nach einem wie auch immer vollzogenen Brexit – genauso präzise zu beschreiben wie die des ersten Kirchentages nach dem Mauerbau.

Angesichts eines vielfach zerrissenen Kontinents und einer bis zum Zerreißen gespannten Gesellschaft gilt es tatsächlich, in den Riss zu treten. Es gilt, Vertrauen zu fassen, Vertrauen zu schenken und sich Vertrauen schenken zu lassen. Es gilt, Pluralität wahrzunehmen und auszuhalten, darin Gemeinsamkeiten zu suchen und notfalls um Gemeinsamkeit zu streiten. Deshalb müssen wir auch Grenzen des Anstands und des Sagbaren benennen und einhalten. *„Die Grenzen des Sich-Einlassens liegen dort, wo physische oder psychische Gewalt als Mittel der politischen Auseinandersetzung legitimiert wird, wo das Politische durch Ideologien der Ungleichwertigkeit vermessen wird, die auf bestimmte Eigenschaften von Personen zielen (z. B. die Zugehörigkeit zu Volk, Rasse oder Religion sowie geschlechtliche Identität und sexuelle Orientierung), und wo vermeintliche Eindeutigkeiten der Vielfalt und den Machtbegrenzungen der Demokratie entgegengesetzt werden“*¹⁴, so hat es die Kammer der EKD für Öffentliche Verantwortung in ihrem Impulspapier formuliert.

Für sämtliche Ebenen unserer Landeskirche ist der Dortmunder Kirchentag bereits im Vorfeld mit zum Teil erheblichem Aufwand verbunden. Schon jetzt danke ich allen, die an je ihrem Ort – vor allem und allen voran natürlich in Dortmund und in der Region – ihre Zeit, Kraft und Liebe einsetzen, um die fünf Tage im Juni 2019 vorzubereiten.

Der Kirchentag wird als eine gemeinsame westfälische Angelegenheit begriffen. Das hatte ich gehofft; das lässt sich weder machen noch erzwingen, und umso mehr freue ich mich darüber, dass es so ist. Und wenn es an den fünf Tagen nicht von Anfang bis Ende Katzen und Hunde regnet, kann die Veranstaltung in Dortmund zu einem großen Glaubensfest werden, das inspirierend und orientierend in unsere Kirche hineinwirkt – und weit über sie hinaus ausstrahlt.

Als „*vor-läufige Kirche*“ hat Harald Schroeter-Wittke den Kirchentag bezeichnet.¹⁵ Er meint damit eine Kirche, die vorläuft und vorangeht; eine Kirche, die aufbricht in Bereiche und zu Menschen, die noch nicht oder nicht mehr wissen, dass das Evangelium auch ihnen gilt und auch sie Kirche sind. Er meint eine Kirche, die weiß, dass sie noch nicht fertig ist, sondern unterwegs zu einer wahrhaftigeren, weltlicheren und geistlicheren Kirche und angewiesen auf andere Weisen des Kirche-Seins. Er meint eine Kirche, die in dem Sinne vorübergeht und vorbeigeht, dass sie um die Vergänglichkeit ihrer Formen und Orte und Menschen weiß.

Vorangehen und ins Ungewisse aufbrechen – im Wissen um die eigene Unfertigkeit und

¹³ Zitiert bei Harald Schroeter, Kirchentag als vor-läufige Kirche. Der Kirchentag als eine besondere Gestalt des Christseins zwischen Kirche und Welt (PTh 13), Stuttgart 1993, S. 288.

¹⁴ Konsens und Konflikt. Politik braucht Auseinandersetzung. Zehn Impulse der Kammer für Öffentliche Verantwortung der EKD zu aktuellen Herausforderungen der Demokratie in Deutschland, Hannover 2017, S. 26.

¹⁵ Vgl. Schroeter, A.a.O. (Anm. 13), S. 11-20.

Vergänglichkeit: Diese Beschreibungen einer „*vor-läufigen Kirche*“ faszinieren und reizen mich auch im Blick auf die Strukturen und Formen unseres Kirche-Seins am Beginn des 21. Jahrhunderts. Welche Schritte nach vorn sind für uns in Westfalen dran? Welche Bewegung auf andere hin? Was können und sollen und müssen wir tun? Wo wissen wir uns unfertig – und wo trauen wir uns, das auch zu zeigen? Wo suchen und wagen wir neue Arten und Formen, Kirche zu leben? Wo bringen wir den Mut auf und gewinnen die Freiheit, vorübergehend zu sein – also Vertrautes zu beenden und zu lassen? In unseren Kirchengemeinden und Kirchenkreisen, in unseren Einrichtungen und Ämtern und Werken – und ja, auch im Landeskirchenamt! – sind dies unsere täglichen Fragen. Es bewegt sich viel. Oft mit Lust und Neugier, mit Kreativität und Schwung. Bisweilen auch unter Schmerzen und in Trauer und mit bitteren Verlusten. Ihnen allen, die Sie heute als Delegierte hier sitzen, sei Dank dafür.

V.

„*Es gibt Freunde; es gibt Feinde – und es gibt Fremde*“,¹⁶ sagt der jüdisch-polnisch-britische Soziologe Zygmunt Baumann. Denn Fremde verunsichern und stellen unsere üblichen Zuordnungen in Frage.

Tatsächlich scheint sich für viele Menschen im Phänomen der Migration nahezu alles zu bündeln oder zu spiegeln, was sich als Grundempfinden von Verunsicherung und Ungerechtigkeit in den eigenen Lebensgeschichten und als Unbehagen im Blick auf die Moderne, auf die globalisierte und liberalisierte Wirtschaft und die gesellschaftliche Liberalisierung angestaut hat.

Richtig an diesen Verknüpfungen und Generalisierungen ist, dass wohl tatsächlich vieles, was in den turbulenten Monaten seit dem Herbst 2015 krisenhaft war und als kritisch erlebt wurde, seine Ursachen anderswo hatte: In rücksichtsloser Wirtschaftspolitik und schöpfungsvergessener Energiepolitik; in fatalen Kriegen und Militäraktionen des Westens; in einer lange vernachlässigten Solidarität innerhalb Europas.

Falsch und gefährlich ist es, so zu tun, als sei Migration die eine und einzige Herausforderung und Überlebensfrage unserer Gesellschaft.

Schändlich und verlogen ist es, wenn Migrantinnen und Migranten als die eine und einzige Ursache für alles herhalten müssen, was in unserer Gesellschaft und in unserem Wirtschafts-, Bildungs- und Sozialsystem zu kritisieren ist und der Veränderung bedarf. Ich bin heilfroh, dass – nach einem fatalen Sommer für die politische Kultur unseres Landes – allmählich Wahrhaftigkeit, Augenmaß und Sachorientierung wieder an Gewicht gewinnen.

So und nur so werden dann die Herausforderungen und Probleme, die sich tatsächlich stellen, vernünftig und menschenfreundlich besprochen und bearbeitet werden können.

Fremdheit und Vertrauen – Vertrauen und Fremdheit. Es ist nicht gleichgültig, in welcher Reihenfolge man die beiden Begriffe kombiniert.

Die erste Lesart, *Fremdheit und Vertrauen*, könnte suggerieren, Fremdheit müsse zualterererst verschwinden oder überwunden werden, damit Vertrauen überhaupt entstehen und wachsen kann. In der zweiten Kombination, *Vertrauen und Fremdheit*, könnte um-

¹⁶ Zygmunt Baumann, *Ambivalenz und Moderne. Das Ende der Eindeutigkeit*, Hamburg³ 2016, S. 92.

gekehrt anklingen, dass Vertrauen erlaubt und überhaupt erst ermöglicht, Fremdheit wahrzunehmen und dabei Überraschendes zu entdecken.

Ich bin fremd gewesen, und ihr habt mich aufgenommen: Unter diesem Motto-Satz lädt die Hauptvorlage, die wir auf dieser Synodentagung vorstellen und zu einem breiten Diskussionsprozess in unsere Landeskirche geben werden, dazu ein, genau hinzusehen und genau hinzuhören auf die vielfältige und überraschende, beklemmende und beglückende, verwirrende und verheißungsvolle Wirklichkeit von Migration.

Auf dem Deckblatt der Hauptvorlage werden Sie hierzu eine vielsagende grafische Finisse finden. Die lässt ahnen: Was fremd ist und was wir für fremd halten, muss nicht zwingend identisch sein. Und wo es gelingt, Fremde und Fremdes vertrauensvoll aufzunehmen, entsteht verblüffend Überraschendes und Neues.

Die gesamte Hauptvorlage ist ein Füllhorn solcher Wahrnehmungen und Entdeckungshilfen. Christenmenschen – das wird deutlich – müssen nicht in sämtlichen politischen und gesellschaftlichen Einzelfragen rund um die Migration einer Meinung sein. Die Hauptvorlage ist weder ein Rezeptbuch des Gelingens noch ein Maßnahmenkatalog zum „richtigen“ Vorgehen und Handeln. Sie teilt stattdessen Überzeugungen, Erfahrungen und Entdeckungen mit und will ins Gespräch bringen. In keiner Hinsicht erhebt sie den Anspruch, unsere Kirche wisse es besser und habe glatte Lösungen und bündige Antworten, wo andere diese vergeblich suchen. Sie verschweigt allerdings auch nicht das Hoffnungsvolle, das gelingt. Dazu gehört die in diesen Tagen nahezu abgeschlossene Vereinbarung mit dem Bundesministerium des Inneren zur Realisierung eines Pilotprojekts nach Art der Humanitären Korridore. Dieses Projekt wird zunächst 120 besonders verletzlichen Menschen einen sicheren Weg nach Deutschland und ein gutes Ankommen in unserer Gesellschaft ermöglichen. Die EKvW wird dabei ein wesentlicher Projektpartner sein.

Zuerst und zuletzt erinnert die Hauptvorlage ausdrücklich an Gottes Reich, an Gottes Gebot und Gottes Gerechtigkeit – und an die Hoffnung und die Verantwortung, die sich daraus für uns Christen ergeben.

„Das Gespräch“, so beginnt etwa ein Bericht über eine gemeinsame Bibelgruppe von Christen aus verschiedenen muslimisch geprägten Ländern und Angehörigen der landeskirchlichen Kerngemeinde, *„ist mühsam und fordert viel Geduld. Da viele nur Farsi sprechen, geht ohne Dolmetscher nichts. Die Frau, die übersetzt, ist Muslimin und stößt bei Begriffen wie „Sakrament“ oder „Trinität“ an ihre Grenzen. Doch dann locken die Bibeltexte die Geflüchteten zum Erzählen: Wie sie nicht einmal Abschied nehmen konnten von Familie und Freunden, welche Odyssee durch verschiedene Lager hinter ihnen liegt, welche Ängste sie plagen, aber auch welche Kraft der Glaube ihnen schenkt. Und mit einem Mal beginnen Worte Jesu zu leuchten, die in unseren volkshkirchlichen Ohren so sperrig klingen: „Und wer Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Kinder oder Äcker verlässt um meines Namens willen, der wird’s hundertfach empfangen und das ewige Leben ererben.“¹⁷*

¹⁷ Evangelische Kirche von Westfalen, Hauptvorlage zur Landessynode. Ich bin fremd gewesen und Ihr habt mich aufgenommen. Kirche und Migration, Bielefeld 2018, S. 24.

VI.

Im Spätsommer dieses Jahres haben wir mit einer Delegation der Kirchenleitung die United Church of Christ und unsere Partner-Conferences in Indiana-Kentucky und Ohio besucht.

Diese Reise war in mancher Hinsicht beeindruckend und inspirierend. Nicht zuletzt darin, wie konsequent sich die UCC als eine Stimme der aus Gottes Liebe gespeisten politischen Klarheit versteht:

„Wir bekennen uns zu unserer christlichen Verantwortung, eine Stimme im Einklang mit der Liebe und Gerechtigkeit Christi laut werden zu lassen in einer Zeit, in der politische Institutionen auf ein eingeengtes Verständnis des menschlichen Miteinanders reagieren. Der Geist in Diskurs und Engagement verändert sich in unseren Ländern, aber Gottes Geist leitet uns, um von der allumfassenden Einbeziehung aller Menschen im Evangelium zu zeugen und der Ausgrenzung zu widerstehen“¹⁸: So haben wir es zum Abschluss unserer Reise in einem gemeinsamen Statement mit John Dorhauer, dem Generalsekretär der UCC, formuliert.

Deutlich wurde freilich auch, wie schwer und wie heikel es ist, angesichts einer von Skandal und Tabubruch dominierten öffentlichen Kommunikationssituation die Stimme des Evangeliums deutlich *und* verbindlich, klar *und* dialogisch zu Gehör zu bringen. Mich hat beeindruckt, wie mutig und reflektiert, wie geduldig und leidenschaftlich die Geschwister unserer Partnerkirche damit umgehen.

In einer Kirchengemeinde, die in jedem Sommer Menschen an die Grenze zu Mexiko entsendet, damit sie dort in der Wüste Wasser und Lebensmittel für die Flüchtlinge deponieren, berichteten uns mehrere Gemeindeglieder von ihren Erfahrungen. Eine Frau erzählte, wie der Gang in die Wüste und die Begegnungen mit den Menschen dort ihre Sicht auf Migrantinnen und Migranten komplett verändert haben. Sie berichtete in ihrem leidenschaftlichen Erzählen auch von ihrer Furcht. Und sie verschwieg nicht eine tiefe Enttäuschung. Eines Abends war sie beim Einkauf in einer Siedlung spanisch-sprachiger Einwanderer von Jugendlichen massiv bedrängt worden. Ihr schlichter Kommentar dazu klang ebenso fromm wie weise: *„They are sinners; just like we are.“* Auch und gerade da, wo sie uns enttäuschen, sind Migrantinnen und Migranten Menschen. Menschen wie wir.

VII.

Durch die überaus zahlreichen Migrationsgeschichten der Bibel zieht sich als gemeinsamer roter Faden die Gewissheit, dass Vertrauen auch jenseits des Vertrauten möglich ist. Es kommt nicht von ungefähr, dass die Sprachfelder von Vertrauen und Migration einander auf bemerkenswerte Weise berühren: *„Vertrauen ist immer mit einem Sich-Verlassen verbunden“*, hat der damalige Ratsvorsitzende Wolfgang Huber in seinem

¹⁸ Hoffnung... statt Furcht! Presseerklärung der leitenden Theologen Annette Kurschus, Präses der Evangelischen Kirche von Westfalen und Dr. John Dorhauer, Generalsekretär und Präsident der United Church of Christ, 5. September 2018 (https://kirche-unterwegs.ekvw.de/wp-content/uploads/2018/09/EKvW-UCC-Aug-2018_de.pdf [abgefragt 20.10.2018]).

mündlichen Ratsbericht 2004 gesagt. Und zwar „*in dem doppelten Sinn, der diesen Ausdruck auszeichnet. Denn Sich-Verlassen bedeutet sowohl von sich selbst abzusehen als auch sich auf einen anderen ganz einzulassen.*“¹⁹

Dieser andere ist für Christenmenschen zuerst und zuletzt Gott selbst, der uns – und alle Menschen – in seinem Sohn Jesus Christus zu seinen Nächsten macht und uns sein göttliches Vertrauen entgegenbringt.

Kaum etwas hat unsere Zeit und haben wir Menschen in diesen Zeiten nötiger als diese Erinnerung. Und durch nichts kann die Kirche gegenwärtig ihrem Auftrag näher kommen als dadurch, dass sie ein Netz solcher Erinnerungs- und Vertrauensorte ist und bleibt und immer neu wird. Dazu wird sie sich im mehrfachen Sinne des Wortes *aufmachen* müssen, sich bewegen und sich öffnen: In ihren Herzen und Häusern, in ihren Gesetzen und Strukturen, in ihren Gedanken und Gebeten.

Das Jahr 2019 wird für unsere westfälische Kirche dazu reichlich Gelegenheit bieten. Nehmen wir diese Aufgabe mutig und erwartungsvoll an!

¹⁹ Wolfgang Huber, Vertrauen erneuern. Bericht des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland 2004, 3. Tagung der 10. Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland, S. 11.